

# Die gemeinsame Wurzel von Wonne und Venus : der Wunsch des Philologen

Autor(en): **Bär, Jochen A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **83 (2003)**

Heft 12-1

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166825>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE GEMEINSAME WURZEL VON WONNE UND VENUS

## Der Wunsch des Philologen

Jochen A. Bär

studierte Germanistik und Philosophie in Heidelberg. 1998 wurde er mit einer Dissertation über die Sprachreflexe der deutschen Frühromantik promoviert; seine Arbeit erhielt den Ruprecht-Karls-Preis der Universität Heidelberg. Seit Oktober 2001 ist er wissenschaftlicher Assistent am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen Sprachgeschichte, Lexikologie, Semantik und Sprachphilosophie.

Wünscht man als Philologe Aufschluss über einen Sachverhalt zu gewinnen, so wähnt man sich gewöhnlich wohl beraten, wenn man das Wort, das ihn bezeichnet, auf seine Herkunft untersucht. Auch im Falle des Wunsches führt die Frage nach der Wortherkunft auf interessante Zusammenhänge. Als dem deutschen Wort *Wunsch* («Begehren, Verlangen, Ersehntes») zugrundeliegend lässt sich eine indoeuropäische Wurzel *uen-* erschliessen, die so viel bedeutet wie «nach etwas streben, etwas erreichen oder haben wollen». Auf sie gehen auch andere Wörter in verschiedenen indoeuropäischen Sprachen zurück, so etwa lateinisch *venus* («Liebe, Liebesgenuss, Liebreiz, Anmut», auch als Eigenname der dafür zuständigen Göttin), deutsch *gewinnen*, *Wahn* und *wähnen*, *wohnen*, *gewöhnen* und *Wonne*.

Die ganz unterschiedlichen Bedeutungen dieser Wörter lassen bei näherem Hinsehen doch einen gemeinsamen Kern, eben den Gedanken des Strebens, erkennen. Dieser wird allerdings jeweils mit zusätzlichen Bedeutungsaspekten angereichert. So steckt in *gewinnen* ebenso wie in *gewöhnen*, *wohnen* und *Wonne* neben dem Gedanken des Strebens der des erreichten Zieles: Die ursprüngliche Bedeutung von *gewinnen* lässt sich angeben mit «erfolgreich nach etwas streben»; in *gewöhnen* und *wohnen* ist der bereits erzielte Erfolg, das dauerhafte Sicheinrichten oder -eingrichtet haben im Gewonnenen enthalten; *Wonne* ist der Gemütszustand, in dem man sich befindet, wenn etwas Erstrebtes erreicht wird: «Freude, Vergnügen, Beglückung». In *Wahn* und dem zugehörigen Verb *wähnen* findet sich demgegenüber der Aspekt der Vergeblichkeit; unter *Wahn* verstehen wir eine unbegründete Erwartung oder Hoffnung, und unter *wähnen* das Hegen derselben.

Wer etwas *wünscht*, strebt danach, es zu erlangen. In den alten Zeiten, da das Wünschen noch geholfen hat, war hierbei vor

allem an Zauberei und übernatürliche Kräfte des Willens gedacht – auch bei der negativen Variante des Wünschens, dem *Verwünschen*, bei dem jemandem Schlechtes gewünscht wurde. Dieses Wort, das erst seit dem 16. Jahrhundert literarisch belegt ist, zeigte die unerwünschte Neigung, im Mittelworte der Vergangenheit – zu deutsch: im Perfektpartizip – sowohl schwach (*verwünscht*) als auch stark (*verwunschen*) zu erscheinen. Abgesehen davon, dass eine Vorliebe für die starke Form vor allem die oberdeutschen Regionen zeigten, wurden beide lange Zeit ohne Unterschied nebeneinander verwendet.

Erst die aufklärerischen Rationalisten des 18. Jahrhunderts verspürten den Wunsch, hier Eindeutigkeit zu schaffen. Diejenige Sprache, wähten sie, sei die beste, die für jeden Gedanken genau ein Wort habe. Demzufolge schienen zwei verschiedene Wortformen für einen und denselben Gedanken ihnen überflüssig, und sie gebrauchten bevorzugt die schwache Form, weil diese den grammatischen Regeln entsprach. Da sich indes das verwünschte *verwunschen* auf Dauer nicht unterdrücken liess, unternahm es das späte 19. Jahrhundert, ihm eine besondere Bedeutung zu geben: Weitgehend unabhängig vom Verb kennt es die Schriftsprache spätestens seit den 1870er Jahren, «vor allem um die *verträumte Schönheit eines stillen, versponnenen, abgelegenen Winkels zu charakterisieren*». So nachzulesen mit wünschenswerter Klarheit nirgends anders als bei – den *Brüdern Grimm*. Allerdings nicht in ihrem erfolgreichsten Werk, den «Kinder- und Hausmärchen», sondern in ihrem grössten, dem «Deutschen Wörterbuch». Und um aufrichtig zu sein: In einem Band, der erst lange nach dem Tode der Brüder von einem ihrer Nachfolger verfasst wurde. Denn das Riesenwerk, an dem von 1852 bis 1960 gearbeitet wurde, vollendet zu sehen, das blieb für die Grimms zeitlebens ein unerfüllter Wunsch. ♦